

## Der moderne Darwinismus und seine Gegner.\*)

Von Dr. D. Sp.

Woher das erste Menschenpaar? —

Diese hochwichtige Frage findet in den verschiedenen Zeiten von den verschiedenen Gelehrten verschiedene Beantwortung. Viele wollen den Menschen zunächst aus den niedrigeren Organismen entstanden wissen, also aus dem Thiere; andere halten fest an einem ursprünglichen, bereits in der Bibel berichteten, speciellen Schöpferakte bezüglich des Menschen.

Dies die sich gegenüberstehenden modernen Haupttheorien! Ihnen gelte unsere Betrachtung!

Wollen wir untersuchen, worauf sich erstere Ansicht gründet, so haben wir die moderne „Entwicklungslehre“ (Evolutionstheorie und Descendenztheorie) einer näheren Würdigung zu unterziehen.

Zuerst ihre geschichtliche Entwicklung!

Als die ersten Vertreter dieser wissenschaftlichen Richtung erscheinen wohl zunächst Buffon und der ältere Geoffroy, mehr Aufsehen erregte schon Lamarck mit seiner „Philosophie zoologique“ (1809). Der Ruhm aber, eine vollständige, von allen Materialisten mit hellem Jubel begrüßte Theorie aufgestellt zu haben, gehört dem englischen Naturforscher Darwin um die Mitte unseres Jahrhunderts.

Dieser Forscher wußte die in Frage stehende Theorie so geschickt zu stützen mit neuen Behauptungen, daß man fortan ihn als den Träger der „Abstammungstheorie“ bezeichnete. Der moderne Begriff „Darwinismus“ deckt sich aber wenig mehr mit den Lehren Darwins, da es Darwin in wohl begründeter Absicht unterließ, seine „Abstammungstheorie“ ausdrücklich auf den „Menschen“ auszudehnen. Erst seine übereifrigen Schüler, von denen wir namentlich Huxley und Haeckel anführen, behuteten in weniger kluger Zurückhaltung seine mit einigen Modifikationen in gewisser Beziehung vielleicht noch haltbare Theorie auch auf den Menschen aus. Eine „starre Artenconstanz“, wie sie Cuvier vertritt, ist nämlich nach Dr. Güttlers Urtheil ebenso unberechtigt wie die „unbeschränkte Variabilität“ Darwins.

Auch der Mensch, behaupten also die Vertreter des modernen Darwinismus, und nur in diesem Sinne sei weiterhin dieser Ausdruck verstanden, sei nicht aus der Hand des Schöpfers, er sei vielmehr auf dem Wege der allmählichen Umbildung und Fortentwicklung aus der ihm zunächststehenden Thierform hervorgegangen. Mit Darwin selbst hat der heutige Darwinismus nur folgende drei Grundthesen gemeinsam:

1. Alle organischen Wesen stammen von einem höchst einfachen Urwesen ab = die moderne „Descendenztheorie“.

2. Die verschiedenen Arten gründen sich lediglich auf Forterbung gewisser individueller Eigenthümlichkeiten, allerdings sind vorausgesetzt ungeheure Zeiträume = „Transmutationshypothese“.

So fordert Darwin selbst zu seinem Umgestaltungsprozeß 300,000,000 Jahre. Haeckel, der hierin wiederum zu weit geht, verlangt gleich Milliarden von Jahresmillionen für manche Entwicklungsperiode.

3. Der hauptsächlichste Grund der Umwandlung,

\*) Unter Benützung des Jacob'schen Werkes: „Der Mensch und sein Geschlecht“.

wenn auch nicht der einzige, ist nach Darwin die natural selection (die natürliche Züchtung) = „Züchtwahltheorie“.

Die natürliche Züchtwahl wäre also das Zauber-mittel, mittels welchem Darwin und seine Anhänger die Räthsel des organischen Lebens zu lösen versucht haben.

Um auf den ersten Satz des Darwinismus einzugehen, so ist vor allem zu sagen: „Die Anhänger der Descendenzlehre müssen wenigstens eine „erste“ organische Urform, eine Urzelle, von welcher die Arten durch Abänderung stammen konnten, als gegeben annehmen.“

Redet ja doch der Altmeister Darwin selbst von der Urform, „welcher das Leben zuerst vom Schöpfer eingehaucht wurde“; es ist bezeichnend, daß Darwin auf Anbrängen seiner Freunde diesen Satz in späteren Auflagen an erster Stelle strich.

Woher nun dieses erste lebendige Urwesen?

Der moderne Darwinismus steht nicht an zu behaupten: dieses erste organische Wesen ist höchst einfach durch „Urzeugung“ = „generatio aequivoca“ — ein schön klingender, uns stets aber räthselhaft gebliebener Ausdruck — entstanden. Lamarck, der sich obige Frage consequent fortgestellt denkt, ließ noch einfacher das erste Lebewesen aus der leblosen Materie, also Leben aus Leblosem, Vollkommenes aus Unvollkommenem entstehen.

Wahrlich, nur instinktive Abneigung gegen die offenbarte Wahrheit, gegen jedes Zeugniß, gegen jede Lehre, welche mit dem Glauben in einiger Beziehung steht, konnte jene „Naturforscher“ dazu bringen, sich der gewagtesten Hypothese in die Arme zu werfen, welche den Schöpfer überflüssig macht, jeglicher Logik und Casualität widerstreitet.

Ihnen ist entgegenzuhalten:

Mit einer Berufung auf eine Urzeugung ist nichts gebient und nichts erklärt. Wo existirt denn die That-sache, daß der leblose Stoff aus sich selbst Leben annehmen, aus sich selbst einen Organismus gewinnen könne? Durch die sorgfältigsten Experimente und Beobachtungen von Männern wie Schulze, Schwann, Pasteur, Tyndall ist der altehrwürdige Satz aufs neue glänzend bewiesen: „Omne vivum ex ovo“ — „Aus dem Eie alles Leben“.

Ja Darwin selbst schreibt im Jahre 1870: „Was auch die Zukunft noch enthüllen mag, die Wissenschaft auf ihrem gegenwärtigen Standpunkt begünstigt nicht die Meinung, daß lebende Wesen jetzt aus organischer Materie neu entstehen.“

Erfolglos sind bisher alle Bemühungen der Naturforscher, einer Urzeugung auf die Spur zu kommen.

In dieser Hinsicht macht Bischoff ein ihn als Forscher nur ehrendes Zugeständniß: „Bei unseren Forschungen nach dem Anfang der Dinge kommen wir immer wieder auf ein letztes Glied, über das wir nicht hinaus können. Wie die ersten organischen Wesen auf die Erde gekommen sind, ist uns ebenso unbekannt, wie der Urfang der Dinge überhaupt.“

Gerade die Vernunft also fordert, wenn man sie aufrichtig sein läßt, den Schöpfer.

Was den allmählichen, fast unmerklichen Uebergang der einen Art organischen Lebens in die andere betrifft, so findet für's erste diese Uebergangstheorie keine Stütze durch die aus den Schichten der Erdrinde zu Tage geförderten Reste organischen Lebens. Im „Archiv der Geologie“ finden wir die Arten und Gattungen scharf

begrenzt nebeneinander. Und „wo wir ein und dieselbe Species sowohl in historischer Zeit (Mumienthiere) oder in geologischer bis vor die Eiszeit, ja Muscheln selbst bis in die „oligocäne“ Zeit verfolgen können, den Speciescharakter finden wir unverändert und nur in ganz bestimmten Graden schwanke“.

Diesen Mangel der von seiner Theorie unbedingt geforderten Uebergangsformen fühlte auch Darwin recht wohl, nicht aber seine weniger „feinfühlenden“ Schüler. Wenn er aber meinte, gerade die Uebergangsformen könnten durch Zufälligkeiten geologischer Prozesse zu Grunde gegangen sein, so ist dies nach dem Zeugnisse von Geologen eine Annahme von immenser Unwahrscheinlichkeit. Ebenso ist die vielfach gehegte Hoffnung un begründet, man werde die Uebergänge schon noch finden. Wenn auch nur Bruchstücke jedes geologischen Terrains bekannt sind, so besitzt man doch solche Bruchtheile auf allen Continenten und Inseln der Erde, und es wäre ein höchst launenhaftes Spiel des Zufalles, wenn die bekannten Fragmente gar überall fertige Speciesformen und gar nirgends werdende oder Uebergangsformen aufbewahrt hätten. Jenen „Hoffnungseligen“ gegenüber ist nur die Präcision des Spatens zu bedauern, der, so oft sie ihn ansetzen und umwenden, ihnen stets ein gleiches, vernichtendes Urtheil spricht.

Paläontologie, Geschichte, Erfahrung stehen also gegen diese „Theoretiker“. Wie bereits angedeutet, haben sich Darwin und noch mehr seine Anhänger auf ungeheure Zeiträume berufen, welche ihr System ernüchtern sollen. Jenen „Zeitmillionären“ halten wir aber nur entgegen, ihre Forderungen sind höchst willkürlich und nicht auf experimenteller Basis fundirt; denn die neuesten Ergebnisse der Physik, wonach seit Urbeginn des organischen Lebens auf der Erde kaum mehr als hundert Millionen Jahre verlossen wären, widersprechen der Annahme so ungeheurer Zeiträume.

Das Urtheil Kant's, „die Evolutionstheorie sei ein gewagtes Abenteuer der Vernunft,“ ist auch das unsrige. Welt eher ist anzunehmen, der „Schöpfer“ habe eine Zahl Urtypen organischer Wesen ins Leben gerufen und ihnen die Kraft der Weiterzeugung gegeben.

Und nun zur Stammbaumsfrage!

Zu stützen suchte man diese Hypothese bezüglich der Abstammung des Menschen von einer Affenart mit dem Hinweis auf eine angeblich ganz außerordentliche Uebereinstimmung des menschlichen Körpers und seiner Entwicklung mit der körperlichen Organisation menschenähnlicher Affen.

Dagegen führen wir nur an die Worte J. Rante's: „Wir brauchen nicht zu bestreiten, daß höher stehende Wirbelthiere und der Mensch mit Organen leben und sich bewegen, die einander ähnlich sind. Wir geben zu, daß ein neues, im Thierreich unerhörtes Organ beim Menschen nicht auftritt und daß im letzteren alle wesentlichen im Thierreich vertheilten Organe und Einrichtungen vereinigt erscheinen.“ So Rante.

Uebrigens legt die Thatsache, daß Mensch und Thier aus derselben chemischen Materie, aus der Mutter Erde sich zusammensetzen, von vornherein klar, daß Mensch und Thier die gewöhnlichen niederen Lebensbedürfnisse und die physische Lebensart gemeinsam haben müssen. Aber berechtigt diese Thatsache schon zum Schlusse, daß der Mensch einfach aus einer anthropoidischen Thierform hervorging? Ist die altehrwürdige Lehre von der Erschaffung des Menschen durch Gott, ist ein specieller

Schöpfungsakt wirklich durch unumstößliche Resultate exakter Forschungen zum Märchen gestempelt? Das ist die Frage!

Für die rein „Wissenschaftlichen“ existirt dieselbe freilich nicht. Es gehört ja heutzutage zur „wahren“ Wissenschaft die unbedingte Leugnung des Schöpfers, und erst sie macht den, der wissenschaftlich so viel wie gar nichts leistet, in gewissen Kreisen zum „geistreichen, auf der Höhe der Zeit stehenden, aufgeklärten Mann“.

Es wird sich aber zeigen, daß die Lehre von der Abstammung des Menschen vom Affen nichts weniger als bewiesen ist.

Voraus schicken wir das Urtheil Darwins, daß zwischen dem Menschen und den Anthropoiden „eine große Unterbrechung in der organischen Stufenreihe besteht, die von keiner ausgestorbenen oder lebenden Species überbrückt werden könne“.

Und nun zur Vergleichung selbst!

Der hagere, behaarte, fahrförmige Affenleib ohne Gesäß, die bis an die Kniegelenke herabreichenden Arme, die kurzen, wadenlosen Beine desselben, der bei vielen Arten vorkommende Schwanz und nun vor allem der scheußliche, fragenartige Thierschädel, der in seiner gewöhnlichen Lage nach vorne überhängt und zur Erde starret, das raubthierartige Gebiß, die fast fehlenden Lippen, die plattgebrückte Nase, die boshaft blickenden, tief liegenden Augen, die hervorstehenden Augenwulsten, die gänzlich fehlende Stirne: all diese Merkmale müssen als gegensätzlich zum Körperbau des Menschen aufgefaßt werden. Und während der Mensch „mit erhobenem Auge den Blick zu den Sternen richtet, ist dem Affen der aufrechte Gang nicht eigen“. Seine Hinterfüße, oder eigentlich besser gesagt, seine Hinterhand befähigt ihn nicht zum aufrechten Gang.

Fehlen bei ihr ja doch, wie bereits erwähnt, die Waden und die zum aufrechten Gang erforderlichen Sohlen. Auch ist das schmale Becken absolut nicht geeignet, beim aufrechten Gang den schweren Körper nur unvollkommen zu tragen, und wie Brehm sagt, ist es dem Affen nur möglich, mit eingeknickten Knien mühsam dahinzuzwanken.

Außerordentlich treffend ist bezüglich dieses Punktes die Aeußerung J. Rante's: „Die Anthropoiden werden in Beziehung auf den aufrechten Gang vom „Tanzbären“ weit übertroffen.“ — für einen sündigen Darwinisten vielleicht ein Anhaltspunkt, den Menschen für's XX. Jahrhundert vom „Tanzbären“ abstammen zu lassen.

Wie bereits angedeutet, ist der Gesamteindruck „menschenähnlicher“ Affen im Gegensatz zum „Ebenbilde Gottes“ der des Thierischen, oder, wie D. Hermes sich ausdrückt über den „Stammvater“ Orang-Utan, gibt alles an diesem Thiere demselben so etwas Diabolisches, daß die kühnste Phantasie Mühe hätte, sich ein größeres Schenkel vorzustellen. Auch wir schließen uns gerne diesem Urtheil an bei dem uns zur Zeit gebotenen Anblick von den 300 Orang-Utan-Schädeln, welche durch die Güte des Herrn Professors Dr. Selenka dem anthropologischen Seminar „München“ zur Verfügung gestellt sind. Sehr bezeichnend für den Bau des Schädels ist der sogenannte Camper'sche Gesichtswinkel. Während derselbe beim Menschen zwischen 70° und 85° schwankt, sinkt er beim erwachsenen Schimpanse auf 35°, beim Orang-Utan auf 30° herab. Eine Vergleichung der Gehirnmassen begründet ebenfalls einen nicht zu hebenden und mit allem Darwinismus und Lamarckismus nie zu vermittelnden

Unterschied zwischen Menschen und Affen. S. Manke hat den Innenraum von 100 männlichen Schädeln in Altbayern auf durchschnittlich 1503 ccm berechnet, bei weiblichen auf 1335 ccm. Nach Tropinard ist der mittlere Inhalt der europäischen Schädel 1410 ccm. Und nun zum Affen!

Schon der Anblick des Schädels selbst zeigt uns einen ungleich kleineren Gehirnräum, und denken wir uns das Gesicht, das fast nur durch ein riesiges Gebiß gebildet wird, weg, so bleibt uns ein Köpfchen, wie das eines neugeborenen Kindes, und seine Capacität ist berechnet auf ein Mittel von 498 ccm beim männlichen Gorilla, für Weibchen auf 458 ccm.

Eine von uns selbst vorgenommene Untersuchung an dem größten Orang-Utan-Schädel, stammend von einem männlichen Exemplar aus Berantau, und an einem verhältnißmäßig kleinen menschlichen Kopf ergab folgende Resultate: für den Affenschädel fanden sich 440 ccm, für den Kopf des Menschen 1343 ccm; wir haben mithin nicht weniger als 903 ccm Capacitätsunterschied; für den größten uns bei unsern Untersuchungen untergenommenen Kopf fanden sich 1719 ccm, mithin ein Unterschied von nicht weniger als 1279 ccm!

Wilde und arbeite also Natur und überbrücke solche Differenzen!

Gerland hat recht, wenn er behauptet, daß ein menschliches Gehirn von so mächtiger Größe aus einem äffischen nicht entstehen konnte.

Wir selbst aber sagen: „Auf Grund dieser Differenzen liegt der Schluß weit näher, der Affe stamme vom Menschen, als jener des modernen Darwinismus, der Mensch stamme vom Affen.“ Selbst Prof. Schaaffhausen, ein eifriger Verehrer der Descendenzlehre, erklärt: „Der wesentlichste Unterschied zwischen Mensch und Thier liegt in der Größe des Gehirns.“

Wir könnten nun noch betonen die Verschiedenheit der inneren Gehirnstruktur, die Lage des Schädels, die Verschiedenheit der Dornfortsätze, die verschiedene Stellung des Ohres, die Platychemie u. a. m.

Wir glauben jedoch, daß das bereits angeführte Material genügt, um ein Urtheil über die Berechtigung oder Nichtberechtigung des modernen Darwinismus zu ermöglichen.

Unser persönliches Urtheil geht dahin: Der moderne Darwinismus ist eine wissenschaftlich erscheinende Modethorheit, welcher besonders die Atheisten hulldigen, um ungestrakt vom Gewissen Atheisten sein zu können. — Mögen sie stolz auf ihren Stammbaum sein!

### Martin Greifs religiöse Lyrik.

In all dem tolien Getriebe der jungen, jüngeren und jüngsten Dichterschulen ist mit wenigen andern seinen ruhigen Weg seitab gegangen unser engerer Landsmann Martin Greif. Und die einen klatschten den aufprasselnden Raketengeistern überschwenglich Beifall und träumten schon, zumeist in gegenseitiger Selbstbeweihräucherung, von einem Neuland der Poesie — die andern wandten sich, angeekelt von dem widerlichen Tamtam-schlagen der Gegenwart, ab und versenkten sich mit desto hingebenderem Eifer wieder in die alten, junggebliebenen Geister der großen Epochen. Und nur ganz wenige verfolgten den Lauf der Gegenwart mit Besonnenheit und schieden die Spreu vom Weizen —: so kam es, daß ein Bayerndorfer, Bodenseeb, Weißner den „unbekannten“ Greif auf den Schilb hoben, daß Victor Hehn begeistert aus-

rief: „Jetzt erkenne ich, daß ich ein Genie ersten Ranges, dessen Werke noch die Bewunderung künftiger Jahrhunderte finden werden, verkannt oder übersehen habe.“ Da wurde es denn allmählich so manchem Professor auf seinem Unfehlbarkeitsgestühl bang, und es kam jenes famose „Vertrauliche Rundschreiben“ zu stande, in dem der Literaturbonze W. Scherer seine Freunde zur Unterdrückung des „aufdringlichen Martin-Greif-Cultus“ aufrief — der wichtigste Beleg für das literarische Claqueurwesen unserer Tage. Und nun suchte man den literarischen Einsiedler entweder lächerlich zu machen oder todtsuschweigen — und warum? Wir finden nur einen Grund: Greif hulldigt nicht dem materialistischen Zeitgeist; er macht in seiner Poesie der jüdisch-liberalen Richtung keine Zugeständnisse; er folgt nicht der religiös- und sittenzerstörenden Schaar der Jungen —: er ist ein positiv gläubiger Christ, der auch mit seinem Glauben nicht hinter den Bergen hält. Das zeigt er uns in seiner ganzen Dichtung, besonders in seiner religiösen Lyrik.

Die deutsche Literatur besitzt allerdings religiöse Gedichte genug, auch von ganz Ungläubigen. Aber wenn dieselben nur einer künstlich erzeugten Stimmung entsprechen, lassen sie kalt wie jede nüchterne Reflexion. Greif ist wahrhaft religiös: kein Wunder; bittere Erfahrungen hatten ihn gar früh zu einem ersten, stillen Denker geschaffen; zu dem kommt sein angeborenes, sinniges, in sich gefehrtes Wesen: im Wechsel der flüchtigen Erscheinungen, in der Einsamkeit der Wälder, der Wildnis der Berge, im Umlauf der Gezeiten lernte er bald zu dem die Blicke lenken, der alles lenkt und leitet. Dem Wirken der Natur spürt Greif mit wunderbarer Feinfühligkeit nach: das zitternde Laub, die einsame Föhre, das dunstige Moor — Blüten und Welken, alles erweckt in ihm die alten Gefühle der Menschheit: aber sie erscheinen uns durch ihn in immer neuen, tief sinnigen Gedankendreihen. Aber nicht in verschwommenem Pantheismus betet er die Mutter Natur an, sondern zu ihm schaut er auf, der da schuf „der Ordnungen Sinn“. Mit weniger Rhetorik als Klopstock, mit der seelischen Begeisterung des Psalmisten lobpreist er den Herrn, der da „nahet in Gewittern“. (S. 67.)<sup>1)</sup>

Wer wohl ruft mir im Gewittersturm?

Seine Stimme kenn' ich, —

Nicht erbeb' ich vor ihr.

Er ist's, der mein Schicksal lenkt,

Der den Lebenshauch mir gab

Und mir setzt die Todesstunde.

Ihm vertrauen will ich, wie immer,

So auch jeztund.

Da mit berstendem Krach

Fährt ein prasselnder Blitz hernieder,

Jählings neben mir

Schlägt er ins bange Gehölze.

Taumelnd steh' ich da,

Doch im nächsten Augenblick schon

Knie' gefaßt ich,

Stammelnd,

Deiner Allmacht, Vater,

Kindliche Laute.

Mit gleichem Schwung, mit den Tönen eines Jesajas besingt unser Dichter Gott als Lenker der Schlachten im „Lobgesang auf den Sieg von Sedan“. (S. 293.)

Kämen sie zahllos wie die Wogen des Meeres,  
Ihre Hösse zerstampfen alle Dalme des Feldes,  
Ihre Gespanne tränken die Fluth aus den Bächen,  
Es ständen auf die Krieger dreier Samen,

<sup>1)</sup> Gesammelte Werke, Leipz., Amelangs Verl. 1895.

Und sie hätten alle Völker zu Bestärkern  
 Und alle Erdenkönige zu Freunden:  
 Sämmtlich seien sie wider uns;  
 Dennoch hülfe sie nichts ihr Brahlen: —  
 Der Herr streitet wider sie.  
 Mit einem Hauch seines Mundes  
 Berweht er sie  
 Hin auf immer.  
 Ich will sie werfen, spricht der Herr,  
 Ich will sie strafen, spricht der Gerechte.  
 Und er reckt seinen Arm,  
 Hält an seinen Odem ein wenig —  
 Vernichtet liegen am Boden die Feinde.“

„Der Herr redet: Hört, ihr Völker allumher!  
 Ich will nicht, daß einer kriege mit Muthwill!  
 Und trachte nach des andern Land und Eigen!“

Gott zu Ehren will er wirken: so gelobt er, als  
 er seinen Soldatenberuf verläßt, unschlüssig wegen der  
 Zukunft (S. 42):

„O Herz, vom Schlummer aufgewacht,  
 Wie willst du's weiter führen?  
 Hier oben in des Parkes Bracht  
 Die Hirse nach durchhaster Nacht  
 Im Grase kaum sich rühren.  
 Doch unten im bewohnten Thal  
 Hörst du Gepöck erschallen  
 Von harter Arbeit allzumal,  
 So tritt denn du auch deine Wahl, —  
 Doch laß' sie Gott gefallen!“

Ihm ist gewiß, daß das Leben nicht auf Rosen  
 bettet: aber er ergibt sich nicht dem feigen Pessimismus  
 oder verzweifelndem Scepticismus, sondern vertraut und  
 hofft auf den alten Gott (S. 156):

„Der Gott, der Sonnen Kreise läßt  
 Und hält den Palm im Sturme fest,  
 Dir nah, doch wie zu schauen,  
 Er wird nicht immer betten dich,  
 Doch aus der Noth erretten dich,  
 Du darfst ihm wohl vertrauen.“

Und als er sich nun endgiltig dem Berner des  
 Dichters ganz hingibt, da tastet er nicht nach dem Ge-  
 schmacke der Zeit, feilscht um die Gunst der Mode,  
 sondern ruft zu Gott um Weisheit und Kraft der  
 Wahrheit.

Aber Greif wendet sich nicht bloß in einzelnen  
 Gedichten an Gott: seine Lyrik ist durchwoben mit  
 gläubigen Stoffen; Ostern, Pfingsten, Weihnachten er-  
 weden in ihm fromme Gedanken; wir können kein  
 Kirchenlied neuerer Zeit, das Greifs „Neujahrsgefang“  
 (S. 154) an Einfachheit und Innigkeit gleichläme.

„Preis dem Starcken in der Höhe,  
 Der aus sich das Schicksal lenkt,  
 Alles Glück und alles Wehe  
 Gnädig uns voraus bedenkt.

Er bestimmt das Maß der Zeiten,  
 Und er ordnet Jahr für Jahr,  
 Was die Monde vorbereiten,  
 Macht er keinem offenbar.

Ruhmgewaltig herrscht er morgen,  
 Wie er heute hochgedeut,  
 Nichts bestedt, das ihm verborgen,  
 Und kein Werk hat ihn gereut.“ ...

Anstatt ferner in süßlich-sinnlichen Strophen aber-  
 tausendmal die „ferne“ Geliebte zu apostrophiren oder  
 das Gend der Gasse und Hütte in den sattesten Miß-  
 farben breit auszumalen, liebt es Greif, die religiösen  
 Vorstellungen, Bräunche und Sagen des Volkes dichterisch  
 zu verewlichen. So singt er von der Marienung der

Hl. Barbara, dem Pilatusthurm, von dem Knaben, der  
 vor einem Bildstöcklein mit Jesus und Maria Toll-  
 kirschen opfert:

„Du magst den Willen haben,  
 Wenn sie auch giftig sind;  
 Die Herzen, nicht die Gaben  
 Sieht an das Jesuskind“ —

und so noch genug.

Wollten wir den religiösen Dichter in seinen Dramen  
 verfolgen, würden wir noch genug der schönsten und zartesten  
 Stellen hersehen müssen. Greif ist eben auch hier der  
 offene, rückhaltlose Mann, der auch der Bühne keine Con-  
 cessionen macht. Daher verfolgt ihn auch auf diesem  
 Gebiete Mißachtung und Uebergehung. Wir führen nur  
 noch das schöne Gebet der Agnes Bernauer aus dem  
 gleichnamigen Trauerspiel (1894) als Probe an:

„Ich grüße dich, Maria, dich, du Magd des Herrn,  
 O Mutter voller Gnaden!  
 Du gleichst im Thau dem Morgenstern,  
 Wann Thränen mich beladen.  
 Ich grüße dich herzlich,  
 Maria, dort, ich grüße dich!“

„Ich grüße dich, Maria, dich zu jeder Zeit,  
 Du seligste der Frauen!  
 Du scheuchest allen Kummer weit,  
 Drum will ich dir vertrauen.“

„Ich grüße dich, Maria, dich, wo ich auch bin,  
 Du Königin der Milde!  
 Ich weiß, mein Ruf dringt zu dir hin,  
 Knie' ich vor deinem Bilde.“

„Greif hat als Lyriker von den jetzt in Deutschland  
 schaffenden die kräftigste, die einzige an Genialität reichende  
 Begabung“, gefiebt Avenarius, einer der ehrlichsten  
 und feinsinnigsten Kritiker unserer Tage, unumwunden zu.  
 Es ist an uns, einen solchen Dichter allen Aufgeklärten  
 und Modernen zum Trost zu hegen und zu fördern.

Dr. St.

## Die deutsch-französischen Allianzen

im 18. und 19. Jahrhundert. \*)

Lange bevor Rußland, heute noch ein Zwitterstaat  
 aus Asien und Europa, sein starres Chinesenthum zu  
 mildern begann, erregte sein rapides Wachstum und  
 seine consequente Politik die Besorgniß der Nachbar-  
 staaten. Kaiser Maximilian I. schrieb an den deutschen  
 Ordensminister: „Die Integrität Litthauens ist noth-  
 wendig zum Wohle Europas; die Größe Rußlands ist  
 eine Gefahr.“ \*) Nehulich äußerte sich Herzog Alba in  
 einem Schreiben am 18. Juli 1571 an den Reichstag  
 zu Frankfurt. Aber erst mit der Kaiserin Katharina II.  
 unzüchtigen Angebens, deren despotischer Herrscher-  
 glanz sich an Leichenfaceln entzündete, erst mit ihr, der  
 Heckerin Polens, entstand die akute russische Gefahr für  
 den europäischen Westen. Die Nachfolger Peters des  
 Großen, zumeist schwächste, im Geiste finstern Kal-  
 müdenthums befangene Regenten, verhüllter die Barbarei  
 und trostlose Unwissenheit ihres Volkes dem Rußlande  
 gegenüber in einem Schleier echt orientalischen Dünkels  
 und stolzer Isolirung. Katharina II., dieser zweite Band  
 von Messalina und Locusta, der römischen Massenmörderin,  
 dieses Weib ohne Weiblichkeit, diese Christin ohne Christen-  
 thum, die wohl auch, wenn sie die orthodoxe russische  
 Geistlichkeit blüpfen wollte, barfuß von Moskau nach

\*) Nachdruck verboten.

\*) Brückner „Europ. Rußland“.

Trotka wallfahrtete, war die erste, welche kühn Europa in die Schranken forderte. Um Polen zu vernichten, spielte sie mit Oesterreich und Preußen die Rolle der Schlange im Paradies. Der verbotene Unglücksapfel war Polen, das bemitleidenswertheste aller modernen Länder, und Friedrich II., der Held von so vielen Schlachten, spielte die Rolle des listernen Weibes und besiegelte damit das Schicksal Polens, eine That, an deren Folgen heute Europa vielleicht unheilbar krankt. Die einzige bedeutende Macht, die gegen diese frevelhafte Politik „der drei Geier des Nordens“ Widerspruch erhob, war — Frankreich. Der Staatsmann Duc de Choiseul — ein zweiter Hannibal — suchte selbst Schweden und die Türkei gegen Rußland anzustacheln, wie er auch Holland, wo Katharina II. die meisten Ansehen aufnahm, zu boykottiren suchte. Diesen lobenswürdigen Bestrebungen secundirte die polenfreundliche Fraktion der französischen Philosophenschule: Rousseau und Mably, während Voltaire, dessen geradezu pathologischer Geiz von Rußland durch Geld gewonnen war, von Diderot und den armeligen deutschen Duodezschristlichen Sippen, Schläger und Büsching zu schweigen. Der französische Hof selbst gab das Schauspiel kläglicher Zerfahrenheit und Verständnißlosigkeit. Von 1750 an sank die Residenz Versailles (nicht Pader, wie heute, sondern Versailles gab damals den Ton an) unter das Niveau des gewöhnlichsten Aufstandes. Man braucht hierüber nur die Schilderungen der Herzogin v. Choiseul zu lesen, derselben, welche auch Voltaire öfter seinen schmerzlichen Aussenkultus zum Vorwurf machte. Im I. B. ihrer gesammelten Schriften<sup>2)</sup> nennt sie Katharina II. eine Verbrecherin, die Kunst und Wissenschaft nur aus Eitelkeit protegire, und deren gepriesene Reformen um so wohlfeiler seien, als Rußland, dieser Riesentoloz, der in der That nicht mehr öffentliche Meinung und Stimme hat als ein Walfisch, ein gefügiges, wie Thon leicht zu knetendes Object dafür sei. Die gesammelten Briefe dieser geistreichen Französin enthalten daneben so viele geniale politische Gedanken, daß man ihr wohl einen bescheidenen Platz neben der viel gefeierten Amazone Madame de Staël gönnen dürfte. So schwärmt sie auch — das große Wort sei ausgesprochen! — für eine Allianz zwischen Frankreich und Deutschland. Und merkwürdig! Diese Allianz bestand unter Friedrich II. in der That. Nur zum Scheine wurde auch von Frankreich im 7jährigen Kriege ein Heer gegen den Preußenkönig gesandt; Prinz Soubise bekam gerade für die Schlacht bei Rossbach, in der er sich glänzend hatte schlagen lassen, den Marschallstab; Michellien hätte bei einigermaßen gutem Willen Friedrich vernichten können; verhinderte ihn daran nur französischer Edelmut und Galanterie? Die französischen Offiziere nahmen durch ihre bewundernden Aeben über Friedrich schon auf dem Anmarsche den Soldaten allen Muth und sagten offen, daß Friedrich und sein Bruder Heinrich gute Franzosen seien.<sup>3)</sup> Ja, Friedrich der Große von Preußen war ein guter Franzose; er sprach, schrieb, philosophirte französisch, er ließ deutsch geschriebene, freigeistige Abhandlungen verbrennen und schickte deren Verfasser nach Spandan, so den Berleger Gebhard's, während er die französischen Religionspöster königlich belohnte und ehrte. Er berief

französische Offiziere in seine Armee und lud französische Großindustrielle ein, nach Berlin zu kommen. Das Merkwürdigste aber erzählt uns General Chafot, ein geborener Franzose; er mußte aus Frankreich wegen Raufhändel fliehen; Friedrich nahm ihn gastlich auf, ja er zog ihn an die königliche Tafel und überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeiten, nannte ihn sogar den Matador seiner Jugendjahre und begnadigte auf seine Fürbitte einen zum Tod verurtheilten Pagen, für den sich selbst seine Mutter vergebens verwendet hatte; nur durfte Chafot 8 Tage lang nichts von diesem Vorfalle erzählen, um seine Mutter nicht zu beleidigen. Friedrich schrieb später an Ludwig XVI., ihm auch die Söhne Chafots für seinen Dienst zu überlassen, was dieser mit den verbindlichsten Ausdrücken gestattete. Nicht minder waren die Wortführer, selbst der „kerndeutsche“ Mäßer, im Banne französischer Cultur, selbst der Dichterheros Goethe schätzte die „westlichen Cultureinflüsse“ höher als Lessing, der in seinen literarischen Anfängen von Voltaire, bei dem er Sekretär gewesen war, auf einer Unredlichkeit ertappt worden war und deshalb die französische Literatur überhaupt später bitter bekämpfte.

Ebenso unhistorisch als die Keuschheit der Lucretia und die des Königs Ludwig XIII., das Ei des Columbus und Schweppermanns oder die Opferung der 100 Oesen durch Pythagoras ist der Wahn, Goethe habe je irgend welchen gesteigerten nationalen Empfindungen sich zugänglich gezeigt. Der Apollo vom Belvedere oder eine andere schöne griechische Statue waren für seinen ausgeprägten Schönheitsfimmel werthvoller als der Held, welcher Napoleon I. aus Deutschland vertrieben hat.

In feltamer Wechselwirkung waren die russischen Publicisten zur Zeit der zweiten Katharina von einer merkwürdigen Abneigung, ja theilweise Idiosynkrasie gegen Frankreich ergriffen, so v. Wisin, der bedeutende Satiriker, dem eine Scheinheilige Entrüstung über die französischen lettres de cachet schlecht ansteht, ebenso der an schwärmerischem, melancholischem Wahnsinn leidende Dichter Karamsin, welcher die Bekner'schen Idyllen in's Russische übersezte, alle Reliquien, die auf Klopstock und Haller Bezug hatten, in ganz Europa sammelte und bei deren Anblick stundenlang weinen konnte, oder Kutusow, der Klopstock's höchst langweilige Messade mit rührender Ausdauer übersezte. Von der französischen Literatur beeinflusst zeigte sich nur der Begründer der russischen Literatur, Kantenir, ein geborener Türke, und Lomonosoff.

Nach der zweiten Theilung Polens wurden die Beziehungen zwischen Rußland und Frankreich immer gespannter. Agenten der französischen Jacobiner, so der unglückliche Charles Koquet, den das russische Madalinskische Corps gefangen nahm, verbreiteten Pamphlete gegen Rußland allenthalben in Polen, forderten zu Revolution und Attentaten auf, so in der Broschüre „Nil desperandum“; ja im November 1795 entwarfen Elias Treno und Casimir de la Roche, geborene Franzosen, den Plan einer polnischen Legion unter französischer Triflore, ohne damit Erfolg zu haben; die bei den polnischen Wirren gefangenen Franzosen, so früher Choffy und Salibert, wurden schonungslos massacrirt; den beiden letzteren vermochte auch Voltaire's Fürsprache nicht zu helfen.

Die nun folgende Geschichtsperiode, soweit sie hier interessirt, wird gekennzeichnet durch zwei Namen, Napoleon I. und den russischen Zaren Alexander I., die glänzenden Verfechter von Principien, die sich dia-

<sup>2)</sup> Band I S. 100 vom Juni 1787. Corresp. complète ed. St. Aulaire.

<sup>3)</sup> Gädertz „Friedrich der Große“.

metral entgegenstanden: der eine der Vertreter des modernen Culturstaates, der andere der Vertreter orientalischer Despotie an der Spitze eines Aresenstaates, dessen Glend in 100 Sprachen zum Himmel schreit. Daß zwei solche Männer sich auf's Blut bekämpfen mußten, ist klar, und es kann nur einem Geschichtsforscher wie Vandal, der jener Species von Gelehrten anzugehören scheint, die noch beweisen werden, daß die Sonne grün, der Mond blau ist, im Ernst einfallen, zu behaupten, Napoleon I. und Alexander I. seien gute Freunde gewesen, natürlich im Herzen; nach außen habe man dies nicht gezeigt, was allerdings richtig ist. Dem der vernichtendste Schlag traf Rußland gerade durch Napoleons Feldzug, wenn er auch unglücklich verlief; er verpflanzte die revolutionären Ideen der französischen Soldaten und Offiziere nach Rußland, wie auch wiederum in Frankreich gefangen gehaltene Russen später die neuen Theorien mit der Begeisterung frischgewonnener Adepten in Rußland verbreiteten.

Wie groß allein mag der Antheil des französischen Geistes an dem Decabristenaufstand in Rußland gewesen sein? — Schon die beiden Charaktere schließen in sich die größten Gegensätze. Alexander I., der Federball von Ministern und Hofschranzen, der mit alten Weibern betete und mit jungen buhlte, der ewigen Frieden zwischen den Fürsten haben wollte, aber ewigen Krieg zwischen den Völkern stiftete, der eine heilige Allianz gründete, die eine sehr schein- und unheilige zu nennen war, der gerne für Europa den Vormund spielen wollte als Universalmonarch, ohne jedoch im geringsten ein Universalgenie zu sein, außer in der Anwendung des Knutenstrahms; Alexander I., ein maßlos jähzorniger, ausschweifender, krankhaft reizbarer Monarch, der schon in Wuth gerieth, wenn er an Napoleon I. erinnert wurde und unter andern deshalb seinen Günstling Oberst von Bartholomai in Ungnade fallen ließ, derselbe Alexander I. wurde wegen seiner Siege über die Franzosen von den Russen genannt: „der Befegnete“, der „weiße Engel“, der die „Gallier sammt den 22 verbündeten Nationen von der Erde des heiligen Rußland vertrieben habe“. Die Preisgabe und Einäscherung Moskau's durch die Russen selbst, dieser Akt von stupidestem Patriotismus, wurde noch lange als nationales Fest in Rußland gefeiert. An allen russischen Posthäusern konnte man bis 1860 und später Scenen aus dem Franzosenkriege sehen: Franzosen spießen Kinder auf und braten sie am Wachsfeuer und ähnliche Barbareien, die im Gegentheil den irregulären russischen Truppen, welche die Regierung wider alles Völkerrecht 1812 gegen Napoleon aufstellte, nachgesagt wurden.

Die erbeuteten französischen Fahnen waren noch 1830 in den russischen Kirchen zu sehen, weßwegen auch der französische Gesandte in Petersburg, Herzog von Mortemart, da er sich deßwegen weigerte, die Kasan'sche Kirche zu besuchen, bei Zar Nikolaus in Ungnade fiel.

Nach neuesten historischen Forschungen kann übrigens für die Einäscherung Moskau's, mit welcher der Nationalrussen sich heute noch brüüht, nicht einmal der Entschuldigungsgrund der Vaterlandsliebe angeführt werden. Moskau war damals das liberale Centrum Rußlands, die Hoffnung Napoleons I., die unbotmäßigste Stadt des russischen Reiches. So waren die Bauern des benachbarten Hledens Staraja Rogatschef bereit, die Franzosen

im Triumph zu empfangen, welche Dvallon indessen bereitwillig worden war. Um die liberalen Ideen in Rußland zu Boden zu schlagen, war ein Schlag gegen Moskau seit langem geplant.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Bedeutung der christlichen Kunst gegenüber dem Naturalismus und Indifferentismus.

(Stenogramm der Rede des Dycalprofessors Dr. Schlicht-Dillingen, gehalten auf dem Katholikentag in Landsbut.)

(Schluß.)

Gestatten Sie, meine Herren, daß ich dem Studium der Natur ein anderes gegenüberstelle, das meines Erachtens in unseren Tagen viel zu sehr vernachlässigt wird: es ist das Studium unserer großen alten Meister, unserer deutschen Künstler, die so innig empfunden, die so gläubig gedacht, die so keulich und fromm gemalt, so daß, wenn wir vor einem solchen Bilde stehen, wir die Hände falten möchten und niederknien zum Gebete. Gar oft suchen wir vergeblich den Namen dessen, der das Werk geschaffen hat, so daß man ganze Eßfen von hervorragenden Tafelbildern nur so benennen kann, daß man sagt: Es ist vom Meister des Todes Maria, oder es ist vom Meister der Inversberger Passion. Aus diesen Werken klingt es jetzt noch: non nobis, domine, non nobis, sed nomini tuo dei gloriam! Wie ganz anders heutzutage! Die Bescheidenheit der Künstler steht oft in umgekehrtem Verhältnis zu ihren Leistungen, und bei manchen modernen Bildwerken ist der mit großer Sorgfalt in Lapidarschrift angebrachte Name des Künstlers das einzige, aus dem man klug werden kann. (Bravo!) Meine Herren, ich könnte nun schließen, und Sie würden sagen: „Der hat nun einmal eine tüchtige Strafpredigt gehalten für unsere Künstler, die wir ihnen von Herzen gönnen.“ allein das verehrliche Lokalcomité scheint nicht dieser Ansicht zu sein, denn es hat mir den Auftrag gegeben, zu sprechen auch über den Indifferentismus, die Theilnahmslosigkeit des Publikums. Es bekundet damit wohl die Meinung, daß es mit dem bloßen Räsonnieren nicht abgethan ist; es soll auch auf diesem Gebiet besser werden, und wie, Gott sei Dank, in den letzten Jahren die christliche Wissenschaft angefangen hat, Siege zu erringen, so soll auch der katholische Gedanke das Gebiet der Kunst zurückerobern. (Bravo!) Auf welchem Wege ist nun aber das zu erreichen? Etwa dadurch, daß man Gottes Wasser über das Land laufen läßt und sich denkt: Mögen diese Künstler schaffen, was sie wollen, die gehören zu den Unverbesserlichen, und wir können sie nicht bekehren. Nein, meine Herren, auch das ist ein Culturgebiet der Kirche, ihr zugesprochen durch tausendjährigen Besitz und verbrieft durch die herrlichsten Urkunden, und wenn ihr Einfluß hier geschwunden ist, so müssen wir ihn zurückzugewinnen trachten. Meine Herren, wer die künstlerischen Bestrebungen der Neuzeit mit Interesse verfolgt, wird in denselben manchen gesunden Gedanken finden, der sich wohl in den Dienst der ewigen Wahrheit stellen läßt. Es wäre vollständig verkehrt, sich ihnen gegenüber ablehnend zu verhalten, und ich sehe — im Vertrauen gesagt — gar keine so große Tugend darin, wenn mancher Herr Confrater sagt: In Kunstausstellungen gehe ich principiell nicht hinein, da ist ja nur Schund darin. Meine Herren, so ein Urtheil ist ja recht fromm, allein es zeugt nicht von richtigem Verständnis für die Bedürfnisse unserer Zeit, im Gegentheil möchte ich dringend auffordern, die Werke und Ateliers und Ausstellungen unserer Künstler zu besuchen, namentlich derer, die auf religiösem Boden schaffen, denn Sie werden selber davon gewinnen, und die Künstler werden großen Dank dafür wissen. Es hängt das zusammen mit einer anderen Ansicht, die heutzutage sehr verbreitet ist, daß Kunstkenntniß und Kunstverständnis jedem Menschen angeboren sei. Die Kunst ist Sache des Geschmacks, und niemand will schlechten Geschmack haben. Wer aber den Künstler bei seinem Schaffen betrachtet, der wird recht bald finden, welch' eindringendes, aufmerkames Studium dazu nöthig ist, um dem todben Stein Leben einzuhauchen, um das Angeahnte, das Hohe, kaum Ausprechliche zum Ausdruck zu bringen. Wenn wir uns mit dem Künstler persönlich benehmen, wenn

1) Babel G. „Rußland in der neuesten Zeit“.

wir die Ideen kennen lernen, die ihn beschäftigen, die Mittel, mit denen er arbeitet, wenn wir sehen, unter welchen Bedingungen ein Kunstwerk entsteht, dann bekommen wir allmählich künstlerischen Blick und künstlerisches Urtheil, dann werden wir keine Anforderung an den Künstler stellen, wie es thatsächlich geschehen ist von einem Auftraggeber, der ein großes Kreuz bestellte mit dem Kreuzifix vorne und hinten, damit die Leute auf beiden Seiten beten können. (Weiterkeit!) Deswegen, meine Herren, haben unsere Generalversammlungen seit vielen Jahren immer und immer wieder dem Klerus, der sich vor allem dieser Aufgabe erinnern muß, nahegelegt, die Kunst und die Geschichte derselben gründlich zu studiren. Wenn das von jeher geschehen wäre — in unseren Tagen wird ja darauf Sorge gelegt — wären gewiß so manche Restaurationen nicht zu dem geworden, was sie sind, nämlich wahre Verwüstungen in den Kirchen, indem im Interesse einer falsch verstandenen Stileinheit, eines einseitigen Purismus alles Alte einfach beseitigt worden ist, was man an anderen Stellen gewiß doch recht gut hätte verwenden können als ein Denkmal frommen Sinnes unserer Vorfahren, das uns sagt, daß vor Jahrhunderten an dieser Stelle Menschen gebetet und Gott verehrt und ihm das hl. Opfer dargebracht haben. (Bravo!)

Es ist richtig und gerecht besonders dem Klerus zur Ehre, daß in unseren Tagen so außerordentlich viel geschieht für Erneuerung, auch für Neubauten und Neuanfassungen in den Kirchen; es sind riesige Summen, welche für diesen Zweck in der letzten Zeit ausgegeben wurden. Wie kommt es nun, daß trotzdem die christliche Kunst hievon keine kräftigen Impulse erhalten, daß gerade die religiöse Kunst bis vor kurzem sich nicht im Aufschwung, sondern im Niedergang befunden hat? Meine Herren, daran ist zum guten Theil Schuld die kapitalistische Produktionsweise unserer Zeit. Man hat die Bauten und Restaurationen sozusagen ohne die Künstler ausgeführt, man hat sie einseitig ganz in die Hand von Unternehmern gegeben, die Alles zu machen versprochen, vom Kirchenbau bis zum gemalten Fenster und Altartische, während sie vielleicht nicht einmal die Flügel eines Engels an die Wand malen können, die sich Kräfte engagiren und dafür entsprechend oder auch nicht entsprechend entlohnen und sodann den Künstler herabdrücken zum Lohnarbeiter; denn welches Interesse hat er an einem Werke, von dem er vielleicht gar nicht weiß, wohn es bestimmt ist, wie wird sein Name dabei genannt, und seine Persönlichkeit kommt dabei in keiner Weise zur Geltung. Künstlerisches Schaffen setzt aber doch voraus die höchst freie, selbstständige Thätigkeit der Personen. (Bravo!) Ebenso ist es, wenn man etwas bedarf für eine Kirche. Man geht zu diesem vielseitigen Mann, denn er hat die Sachen schon fertig auf Lager. Da stehen Altäre, Leuchter, Statuen, Bilder, Fenster, Paramente, man sucht sich das Passende oder auch Unpassende heraus und sieht natürlich auch darauf, daß man für wenig Geld möglichst viel erhält. Daß es an Ort und Stelle nicht zusammenstimmt, daß es nicht zum Stil der Kirche paßt, daß es gewöhnliche Fabrikwaare aus elendestem Material ist, das bedenkt man in der Regel erst nachträglich, wenn man das Geld ausgegeben hat und nicht mehr zu helfen ist. Das sind Mißstände, die schon seit vielen Jahren beklagt werden. Es ist ja in unseren Tagen namentlich Dank dem Drängen unseres unvergeßlichen Reichensperger, der fast auf allen Generalversammlungen diese Mißstände brandmarkt, auch auf diesem Gebiete erfreulicher Weise besser geworden. Auf der Generalversammlung in Mainz wurde die deutsche Gesellschaft für christliche Kunst gegründet, und ist dieselbe auch in erfreulichem Aufblühen begriffen. Meine Herren, in ihr sind Künstler vereinigt, die noch etwas Höheres kennen als den öden Naturalismus, die von den edelsten Bestrebungen durchdrungen sind, sich ihre Ideale zu bewahren, die Ideale des Christenthums. Diese Männer verdienen nicht bloß die Unterstützung, daß man ihrer Gesellschaft beivritt, sondern auch noch eine andere Förderung. Sie wissen, daß mit den Generalversammlungen in München und Dortmund Ausstellungen der Gesellschaft verbunden waren, die Kunstwerke jeglicher Art repräsentirten. Sie zeigten von wirklich künstlerischer Begabung und origineller Kraft, sie bewiesen die Möglichkeit, die Fortschritte der heutigen Technik und Methode mit christlicher Auffassung zu vereinigen, sie wurden bewundert, gelobt und sind dann

unverkauft wieder in die Ateliers zurückgewandert, aus denen sie gekommen.

Das ist nicht sehr ermunternd, meine Herren. Ein vielgenannter neuester Maler wirft auf ein Streifenleinwand einen übermüthigen Bacchantenzug, hängt ihn in die Ausstellung und erhält 10,000 Mark, unsere Künstler decoriren mit Arbeiten voll heiligen Ernstes nach jahrelanger Mühe ihre Wände.

Gaben wir wirklich unter uns keine Leute, welche die Mittel besitzen, ein christliches Kunstwerk zu erwerben? Ich habe nur eine Erklärung dafür, das mangelnde Verständnis und die Theilnahmslosigkeit des Publikums.

Da wird für ein junges Paar die Aussteuer mit großem Geschmacke ausgewählt, für Schränke und Tische theures Geld ausgegeben, japanische Schirme und Fächer, chinesische Nippfächer, indische Teppiche und weiß Gott was sonst noch gekauft; aber fällt es diesem Pärchen ein, für ein Heiligenbild oder eine Madonna ein paarhundert Mark daranzusetzen? Vielleicht erinnern sie sich in letzter Stunde, daß doch auch ein Kreuzifix in's Wohnzimmer gehöre — das lassen sie sich im Ausstattungsgeschäft als Doreingabe schenken, oder kaufen es für ein paar Mark beim Porzellanhändler!

In jedem besseren Bürgershaufe, auch bei uns Katholiken, muß auf dem Tische irgend ein illustriertes Prachtwerk liegen. Aber was finden Sie da? Schiller und Goethe, Schefel und Hamerling in den bekannten Prachtausgaben; aber Sie dürfen 100 Familien besuchet haben, ehe Sie etwas Katholisches treffen. Doch ich komme da in ein Gebiet, das ja gestern Herr Dr. Supper gestreift hat. Ich möchte seinen Worten nur beifügen, daß es für katholische Illustrationswerke nicht an tüchtigen Künstlern und Zeichnern fehlt, wohl aber an Verlegern. Die Verleger jedoch schieben die Schuld wiederum auf die Theilnahmslosigkeit des Publikums.

Meine Herren, wenn wahre religiöse Kunst wieder eingezo-gen sein wird, nicht bloß in die Kirche, sondern in das christliche Haus, — dann erst werden diese Klagen und Anklagen verstummen.

Meine Herren, ich komme zum Schluß! Ich möchte die Aufforderung und herzliche Bitte an Sie Alle richten, sich warm der Interessen der christlichen Kunst anzunehmen, die Kunstfreunde dadurch, daß sie, soweit möglich, die Künstler unterstützen, die Künstler, indem sie ihre Kunst in den Dienst des Allerhöchsten stellen. Wenn man heutzutage sagt: Part pour Part, d. h. die Kunst ist sich selbst Zweck, ihre Bestimmung ist lediglich zu ergötzen und zu zerstreuen, so sagen wir dagegen: Nein, sie ist zu Höherem berufen. Meine Herren, jene Worte, die in großen Lettern über unserer Festhalle stehen, sie sind auch die rechte Inschrift über den Tempel der Kunst: Omnia ad maiorem dei gloriam. (Bravo!) Auch die Kunst soll wirken zur Ehre Gottes, sie soll einstimmen in das Lob, das ihm alle Kreatur darbringt, oder wie der unvergeßliche Dverbeck es ausdrückt:

„Wir ist die Kunst gleichsam eine Harfe Davids, auf der ich allzeit Psalmen möchte ertönen lassen zum Lobe Gottes.“ Möchte jeder Künstler diese Worte zu den seinigen machen und sich losringen vom Niedrigen und Gemeinen, vom geist- und zeitlosen Naturalismus, und vor dem Thron des Allerhöchsten emporheben und die Geheimnisse, die er da geistlich, mit lauter Stimme der Menschheit verkündigen, ein jeder in seiner Junge, in seiner Weise, in seiner Eigenart. Ihre unerhöpliche Gestaltungskraft, ihr überauslebendes Leben offenbart sich gerade in der Mannigfaltigkeit der künstlerischen Stile. Der Mönch aus der Zelle mag dem Jünger Albrecht Dürers die Hand reichen zum Bunde, aber in allen lebe ein Geist, der Geist des Glaubens und der Andacht: Omnia ad maiorem dei gloriam. Jeder, der mitwirken will hiezu, ist uns herzlich willkommen: der gottbegnadete Künstler mit seinem Werke, der Laie mit seinem Interesse für Unterstützung der christlichen Kunst. Man wer in brüderlichem Vereine zusammenwirken, die christliche Kunst zu fördern und zu unterstützen, dann wird auch auf diesem Gebiete die Culturmacht der Kirche zur Geltung kommen, und wie für die Wissenschaft eine neue, bessere Zeit bereits angebrochen ist, so wird bis zur Wende des Jahrhunderts sicher auch die Morgenröthe einer neuen Aera der christlichen Kunst erblühen. (Lebhaftes Bravo!)

## Literarisches zur Canisius-Feier.

Die Canisius-Feier hat schon eine stattliche Zahl literarischer Erscheinungen zu Tage gefördert. Sie alle bringen Schilderungen über das Leben und die Tugenden des Seligen und leisten hierin recht Erfreuliches. Wenn sie jedoch daran gehen, das berühmteste und segensreichste Werk unseres Helden zu besprechen, nämlich seinen im Jahre 1554 zum ersten Male erschienenen großen Katechismus (*Summa doctrinae christianae*), so beschränken sie sich darauf, das Lob Leo's XIII. über denselben zu wiederholen, seine Gediegenheit und theologische Reinheit, seine Zeitgemäßheit und Nothwendigkeit im 16. Jahrhundert, seine schnelle und weitgehende Verbreitung u. dgl. zu erwähnen. Ist aber schon jemand mit dem Gedanken oder Vorschlag aufgetreten, den inneren (materiellen) Werth der Canisius'schen Summa, wie für alle Zeiten, so besonders für die unsrige, zu untersuchen und den Gründen nachzuspüren, aus welchen der Canisius'sche Katechismus dem Gebrauch zurückgegeben werden soll? Kaum! Dieser Gedanke ist in einer Schrift angeregt, welche uns soeben zu Gesicht kommt, nämlich in der Schrift: Die Wiederbelebung der Canisius'schen Katechese. I. Theil: Die Fundamentierung des Glaubens in Verstand und Willen, von Dr. Stephan Lederer, Pfarrer in Rodalben (bayer. Pfalz). (Selbstverlag des Verfassers [VII, 202 S.]. Preis 2,20 M.)

Was bietet diese Schrift? Nach dem Vorwort verfolgt sie als Hauptziel, das in der Canisius'schen Summa „gebundene ausgezeichnete Lehrmaterial in neue, den Formen der Einfachheit und Kürze mehr entgegenkommende Formen zu gießen“. (S. 1.) Sie tritt nun im ersten Artikel des I. Abschnittes sofort mit dem Beweis hervor, daß die katholische Gelehrtenwelt im Unrecht war, den Katechismus des sel. Canisius als für die Zukunft unbrauchbar zu bezeichnen, weil er in seiner allerersten Aufstellung als Fundamentobject, mit dessen Erfassung und bereitwilliger Annahme alles übernatürliche Erkennen und Wollen beginnt, statt der Wahrhaftigkeit Gottes und der Offenbarungsthatfache die übernatürliche Vorstellung des ewigen Heiles und weiter die Vorstellungen von Gott als dem Urheber des Heiles und der Heilmittel und von der Kirche als der Führerin zu diesem Ziele aufgestellt habe. Weiter geht nun die Untersuchung unserer Schrift zur Frage über, weshalb diese übernatürlichen Vorstellungen zur Annahme in einem übernatürlichen und unmittelbar-freien Erkenntnißfakt gelangen. Die Antwort lautet: Wegen der unendlich vollkommenen und himmlischen Zweckmäßigkeit ihres durch die Kirche vorgelegten Inhaltes für das vollkommene Glück des Menschen. Das oberste Princip der Katechese ist nach dem Verfasser deshalb im Worte des göttlichen Heilandes ausgesprochen: „Predigt das Evangelium aller Kreatur“ (Matth. 16, 15), oder auch im Worte des hl. Paulus: „Der Glaube kommt aus dem Hören, das Hören aber durch das Wort Christi“ (Röm. 10, 17). Und durch eine Katechese, bei welcher die Glaubensgeheimnisse von der Kirche als Botschaften des ewigen Heiles stets in erster Linie aufgefaßt und dargestellt werden, wird nach demselben gerade auch dem Willen des Menschen genügt, indem er in den Heilsbotschaften die zu allererst nothwendigen Heilsgüter (zur Herstellung der Heilserkenntniß) erwirbt, gemäß dem Worte des heil. Paulus: „Mit dem Herzen glaubt man“ (Röm. 10, 10). Das eigentliche Glaubensmotiv besteht also dem Verfasser nicht in der Wahrhaftigkeit Gottes und in der Offenbarungsthatfache, sondern in dem Merkmal der absoluten Vollkommenheit (*veritas prima*), welches dem himmlisch heilsamen Inhalt der Glaubensobjecte eigen ist und den Menschen durch Predigt und Katechese wahrnehmbar gemacht werden soll.

Es würde zu weit führen, hier noch eine Skizzirung aller in das Problem des Glaubensmotives einschlagenden Nebenfragen und ihrer von Dr. Lederer gegebenen Lösungen mittheilen zu wollen. Bemerkte möge nur noch werden, daß der Verfasser nicht wie so viele Autoren auf dem Gebiete des Glaubensprocesses den Schwierigkeiten aus dem Wege geht, sondern sie aufsucht, um sie dann auf „einfache, nüchternste Weise zu lösen, wobei ihm Schrift, Thomas

von Aquin, Lehre der Concilien mit dem Wortlaut ihrer Aussprüche oft in schlagender Weise zu Hilfe kommen. Hier ist kein unsicheres Taften und Suchen, keine dunkle, den Wortlaut drehende und mühsam pressende Erklärung der Autoritäten, sondern kurze, einfache, nüchterne Beweisführung, die überrascht und befriedigt. Dabei ist die gegnerische Anschauung (die neuscholastische Lehre vom Glaubensmotiv) mit Ernst und Ruhe behandelt, nicht um völlig abgethan zu werden, sondern um das Urtheil zu erfahren: Die Wahrhaftigkeit Gottes und die Offenbarungsthatfache haben im Glaubensakt zwar nicht die Stellung des primären oder eigentlichen, sondern die des sekundären Glaubensmotivs, d. h. sie kommen im Glaubensleben des Christen besonders dann zur Verwerthung, wenn es sich bei diesem darum handelt, die schon geglaubten Heilsgeheimnisse gegen den Vorwurf der Frethümlichkeit oder Lügenhaftigkeit, der meistens seine Wurzel in einem verdorbenen Willen hat, in Schutz zu nehmen.

Wir zweifeln nicht, daß das Werk Lederer's in allen kirchlichen und pädagogischen Kreisen große Aufmerksamkeit erregen wird. Ein kräftiger Anstoß zur Wiederbelebung der Katechese mit dem Geiste des sel. Canisius ist es jedenfalls und verdient deshalb die Aufmerksamkeit der katholischen Welt.

## Recensionen und Notizen.

Dr. jur. Albrecht, Der Inhalt gültiger Testamente. Verlag von Curt Stäglich in Leipzig. Preis 2 Mark.

Es ist mit Freuden zu begrüßen, daß sich der Verleger entschlossen hat, im Anschluß an Albrecht, Formen der Testamente, auch den Inhalt derselben nach gemeinem, preussischem, französischem, sächsischem und zukünftigem deutschem Recht bearbeiten zu lassen. Dem Autor ist es mit großem Geschick gelungen, das Buch in einer Weise abzufassen, daß es von Jedermann verstanden und benutzt werden kann. Gewinnt daselbe schon dadurch an großem Werth, so wird derselbe noch durch die angeführten Beispiele wesentlich erhöht. Mit dem 1. Januar 1900 tritt das zukünftige deutsche Recht in Kraft, auch diesem trägt der Verfasser reichlich Rechnung, indem er sehr eingehend in Bezug auf den Inhalt der Testamente berichtet und diesen durch Beispiele ergänzt. Die Errichtung eines Testaments gehört zu den wichtigsten Rechtshandlungen im menschlichen Leben und empfiehlt sich deshalb obiges Buch von selbst.

Hagen Jo. Ge. (s. J.), Atlas stellarum variabilium. Berolini, Fel. Dames 1897 sqq.

Rev. P. Hagen, societatis Jesu, quae res mathematicas et astronomicas semper peculiari studio et successu fovebat, sodalis tabulas stellarum editurus est, quales in hac integritate nunquam e prela prodierunt. De proposito autor ipse disseruit in congressu astronomico anno superiore Bambergae habito. Cf. „Vierteljahrsschrift für Astronomie“ XXXI, 4 (p. 278—289), ubi plura. Atlas comprehendet omnes stellas variabiles usque ad 25. gradum mer. declin., i. e. numero circiter 250 stellas. Atlantis pars prima eas exhibebit 50 usque 60 variabiles stellas, quae nudo oculo bene observari possunt et jam apud E. Heis (Atlas coelestis. Bonnae 1872) et Klein (Sternatlas. Lipsiae 1888) describuntur; operis secunda et tertia pars stellas continebit fere 200 variabiles, quae non nisi oculo telescopio armato conspiciuntur. Opus suo ambitu integrum quinq. seriis distributum edetur; index comitans notas habebit necessarias ad computationes astronomicas.

Jugendlaube. Bibliothek für die Jugend. Herausgegeben von Hermine Proschko. Wien 1897. Verlagsbuchhandlung „St. Norbertus“. Preis des Bändchens 70 Pf.

Bei der Ueberfülle des Lesestoffes, der heutzutage den Kindern geboten wird, aber mitunter sehr wurmförmig ist, ist eine Gabe von tadelloser Gediegenheit wie die „Jugendlaube“ von Herm. Proschko mit Freuden zu begrüßen.

Verantw. Redacteur: Ad. Haas in Augsburg. — Druck u. Verlag des Lit. Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg.